Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 29

Artikel: Zwei Wochen als Strohwitwer

Autor: Beaujon, C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642792

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

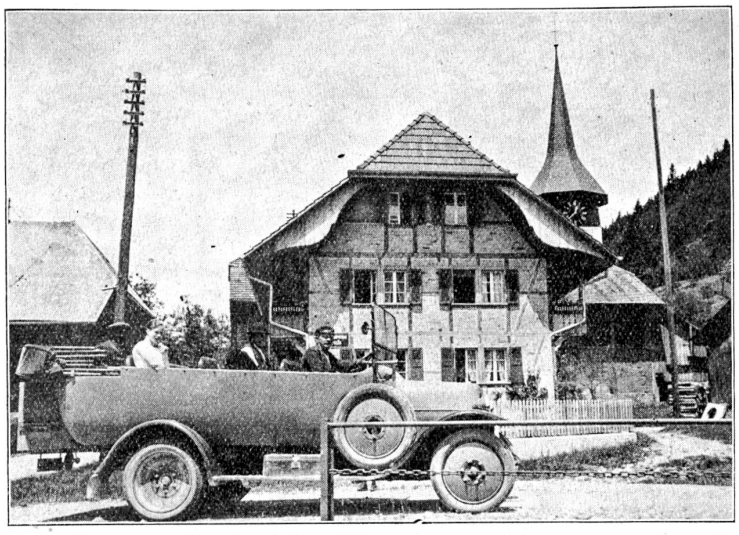
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Das Postauto im Sommer.

der Schweiz eine Rolle. — Außer dem 1783 erbauten Schul- und Gemeindehaus an der Trubgasse (das jetzige stammt von 1876) hielt man in stark wechselnden Mietstuben Schule.

Andeutungsweise wurde oben das Bestehen einer Benediktinerabtei erwähnt. Thüring von Brandis bei Lützelflüh wird als Stifter genannt. Der Klosterbesitz vergrößerte sich zusehends, besaß Trub sogar zwischen Bieler- und Neuenburgersee Rebgelände. Die Weinfuhren über Solothurn und Burgdorf, wo eigene — noch heute bestehende Truberhäuser — die Fuhleute aufnahmen, sollen des öftern in gar lustige Abenteuer ausgeartet sein. Daß bei dieser „Wynmenni" oft nicht aller Wein bis Trub kam, beweist eine Verordnung vom 5. Dezember 1522 im Ratsmanual: *) „Wellicher win führt, sol sweren deheinen win vß dem vaß zu ziechenn, Sunder allein Sich begnügenn, daruß zu trinkenn Selb ander oder Selb dritt, ouch vff der Straß niemand daruß zu trinken gebenn. Vnd wellicher das vbersicht vnd einichen win daruß zugi, in zuber oder andre geschirr, das min Herren dasselb mit anders dann für Ein diebstal achtenn vnd den Selbenn als Einen offnen kundtlichen diebenn wollen strafen."

Der allgemeine Verfall der Klöster Ende des 15. Jahrhunderts mag wohl auch in dem abgelegenen Tal Spuren hinterlassen haben. Kurz vor der Reformation verließ der bekannteste Abt, Thüring Rust, „sin abti, nam ein wib und ward ein schindler, und nachmalen in siner pfar und heimat zu Loperswil predicant", wie Valerius Anshelm in seiner Chronik berichtet. Mit dem 7. Februar 1528 hob der Staat die bernischen Klöster auf. Niklaus Manuel erschien im Herbst darauf mit andern Abgeordneten, um mit den letzten Mönchen zu verhandeln.

Die Klostergüter wurden teilweise verkauft oder verpachtet. Viele Ortsbezeichnungen erinnern noch an die klosterherrliche Zeit. Wichtige Urkunden gingen leider in den beiden Bränden von 1414 und 1501 verloren. Nur die kleinste Glocke des alten Geläutes trägt die gleiche Jahrzahl. Heute wird sie in der Kirche aufbewahrt.

Diese selbst ist 1642 und drei Jahre danach der Turm gründlich erneuert worden. Ein neues Geläute mit vier Glocken des, f, as, b konnte vor zwei Jahren zur Ehre der Gemeinde eingeweiht werden. Zuvor waren die Kirche wie der Turm mit ansehnlichen Mitteln umgebaut worden.

In unserm, nicht auf Vollständigkeit Anspruch machenden Bericht dürfen wir das Schwingwesen nicht unerwähnt beiseite lassen. An unzähligen Festen und andern Anlässen traten die Truber als markante Gestalten auf. Schon Pfr. Schweizer äußert sich in seiner wertvollen Chronik darüber folgendermaßen: „Der Truberschwinger steht fest auf den Füßen, macht seine Bewegungen kunstgemäß und bey aller Geschwindigkeit immer sehr bedächtlich. Jede Blöße, die sein Mitstreiter giebt, weiß er auf der Stelle zu benutzen, und ist dabei nicht zu ermüden!" Vor der Revolution haben sich die Christen Wütherich im Milpach, später der „Seltenbachjäggeli" mit unzähligen andern als die stärksten und besten Schwinger eine Namhaftigkeit erworben. Desgleichen sollen Hans Uli Beer (1827—1907) und „Fäil-Sime" (1840—1921) als kundigste Schwinger ihrer Zeit genannt sein. Der seit einigen Jahren leider ans Heim gefesselte Christian Wüthrich, ein Sohn des Letztgenannten, hätte den Ruhm der Truber weiter gepflanzt. Die Gebrüder Simon und Christen Wüthrich im Seltenbach waren bis vor kurzer Zeit gleichfalls erste Anwärter an größern Festen. Eine viel versprechende Gruppe ist beständig bestrebt, weiter tüchtiges „Holz" an Schwinganlässe abzuordnen, getreu dem Grundsatz im „Trueberbueb":

My Vater, dä het g'schwunge, scho mängisch oben-uus,
Dä lehrt mi's o am Abe u Morge vor em Huus.
I bin-e Schwingerbueb!
Ja i bin e Aemmithaler, i bin e Bueb, e Bueb vo Trueb!

O d'Mueter isch e festi, si chunt vom Seltebach,
Im Seltebach isch sälte es Meitschi pring u schwach.
I bi dr Mueter Bueb!
Ja i bin e Aemmithaler, i bin e Bueb, e Bueb vo Trueb!

*) Aus Dr. W. Laedrach: „Das Kloster Trub und die Hoheit über das Trubertal."

Zwei Wochen als Strohwitwer.

Von Ch. Beaujon.

Beim Abschied am Sonntag Morgen drückte meine Frau mir einen Zettel in die Hand und sagte: „Erst lesen, wenn ich fort bin." Sicher schrieb sie mir noch ein liebes Wort, und freudig entfaltete ich daher das Blatt als der Zug fauchend die Bahnhofhalle verlassen hatte: „Adresse der Putzfrau, R. Binggeli, Mattestägli Nummer 117". Ach, wäre meine Frau noch hier, ich hätte sie beruhigen können, daß ich es nicht machen würde wie mein Kollege Arm, der sämtliches Geschirr der Reihe nach aufbrauchte, es sorgsam in die Badewanne schichtete, Wasser hineinlaufen ließ bis über der obersten Tasse lieblich die Wellen sich kräuselten, und nach acht Tagen eine Abwaschfrau bestellte, weil er, der arme Arm, zum Frühstück die heiße Milch aus der Pfanne schlürfen mußte und sich dabei naturgemäß Krawatte, Hemd und Gilet beschmutzte. Ich versorgte lächelnd die Adresse von Frau Binggeli im innern Fach meiner Brieftasche neben der Zwanzigernote, die mir meine Frau generös für die Mahlzeiten während zwei Wochen zur Verfügung gestellt hatte. Dieser Kredit langte beinah, denn ein Tag war sonniger als der andere, und wenn man bescheiden ist wie ich, dann schmecken auch Milch und Brot im „Bueber" herrlich. Ich weiß allerdings nicht, was ich mit durchschnittlich Fr. 1.44 im Tag hätte anfangen sollen, wenn ich einmal Lust gehabt hätte, im Schweizerhof zu dinieren.

Ueber Mittag ging ich stets ins Bubenseeli, ließ unter der Douche das frische Wasser fröhlich über die Haut rieseln und ergötzte mich, in der Sonne liegend, am Gebrüll und Spiel der jungen und alten Knaben. Als ich eines Tages mitten in der grünen Matte eingeschlafen war, sauste ein Fußball mit ganzer Wucht mir auf den Magen, daß ich beinah einen doppelten Leistenbruch davongetragen hätte. Daraufhin siedelte ich nach dem Familienbad über. Als Strohwitwer glaubte ich mir das erlauben zu dürfen, und

zudem ist dort das Ballenwerfen verboten. Dafür ertönt dort unterm Baum im Grammophon das schöne Lied: „Ich küsse Ihre Hand, Madame". Und dort sitzt einsam ein junges Mädel von zwanzig Jahren und zeichnet. Sicherlich ist sie Karikaturistin, und das beunruhigt mich ein wenig. Ich verziehe mich an ein anderes Plätzchen, stelle mein Töpfchen Suppe, das ich mir ausnahmsweise, weil Geburtstag ist, gleistet habe, vor mich hin und löffle mit Behagen die würzige Brühe. Da stolpert ein Knäblein, das noch den unsichern Gang eines Anfängers zeigt, über mich her, erfaßt als einzig sicher scheinenden Stützpunkt den Rand meines Suppentöpfchens, wirft es natürlich um, verbrennt sich die Finger, schreit fürchterlich, und zum Verlust der guten Suppe muß ich noch eine Strafpredigt der erzürnten Mutter über mich ergehen lassen. Ich bin untröstlich. Hohnvoll krächzt dort drüben im Grammophon immer noch „ich küsse Ihre Hand, Madame", und das kann ich doch nicht, erstens, im Badkostüm nicht — und, zweitens, nein, es geht nicht. So ziehe ich wieder aus und setze mich am nächsten Tag in ein Gebüsch am Ufer der Aare. Freudig beiße ich eben in eine saftige Emmentalerwurst — den dritten Tag des Alleinseins muß man doch festlich begehen — da haut mir jemand auf die Schulter, auf die Schulter, oh, wie das brennt! Ich fahre auf und muß den Ruhestörer und den meinen Brenner absolut nicht Berücksichtigenden nicht sehr friedliebend mit meinen Augen durchbohrt haben, denn er machte eine Abwehrbewegung und entschuldigte sich. Er setzte sich neben mich, begann ein interessantes Gespräch über die Zunahme geistiger Regsamkeit als Folge des Badens, und gestand mir allerdings freimütig, daß er noch sehr wenig gebadet habe. Das hätte er übrigens nicht zu erwähnen brauchen, ich vermutete es nämlich gleich.

Eine angenehme Abwechslung in meinem einsamen Dasein war die Lektüre der Briefe meiner Frau, die mich liebreich ermahnte, doch das Licht im W. C. nicht die ganze Nacht hindurch brennen zu lassen, den Hauptgashahn stets zuzudrehen, zum Aufschmieren der Schuhwichse nicht die Glanzbürste zu benützen, beim Teemachen nicht mehr als einen Löffel Kraut zu verwenden — ich sei so schon nervös genug — alles Ermahnungen, die zu beherzigen ich mir die größte Mühe gab, und die ich auf einen langen Zettel schrieb, den ich über meinem Bett an die Wand nagelte. Dabei hätte ich beinahe die schöne, seidene Steppdecke mit den Schuhen kaput gemacht. Daß die elektrische Birne im Schlafzimmer draufgegangen war, als ich einmal die Matratze kehrte, das habe ich meiner Frau nicht geschrieben, denn — sie ist auch so schon nervös genug —.

Wie freute ich mich, als sie wieder nach Hause zurückkehrten, als mein kleines Mädel mir mit dem Ruf „Papi, lieber Papi" entgegensprang, als wieder das Singen in den Zimmern ertönte, wie froh war ich, daß ich nicht mehr Geschirr waschen und Matratzen kehren mußte, wie glücklich war ich, als ich meiner Frau das mit der elektrischen Birne und die Ueberschreitung des zweiwöchigen Budgets um 15 Franken, inbegriffen Ausgabe für die Abwaschfrau, gebeichtet hatte! „Wenn's nicht schlimmer ist", lachte mein Fraueli, „dann darf ich dich ja nächstes Jahr ruhig drei Wochen allein lassen." Schon wollte ich rufen: „Lieber nicht!", schwieg jedoch, denn dann geht sie überhaupt nicht mehr, und es ist ja — trotz allem — so nett Strohwitwer zu sein.

3

Jack London / Südseegeschichten.

(Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

Er zog eine blaue Jacke an, nahm das Barometer vom Haken und verstaute es in seiner geräumigen Tasche. Wieder schlug eine See mit dumpfem Schlag gegen das Haus, das leichte Gebäude kippte, drehte sich im rechten Winkel um sein Fundament und brach zusammen, so daß der Fußboden einen Winkel von zehn Grad bildete. Raoul ging zuerst hinaus. Der Sturm erfaßte ihn und wirbelte ihn fort. Er bemerkte, daß der Wind sich nach Osten gedreht hatte. Mit großer Mühe warf er sich in den Sand, indem er sich duckte und seine Sachen festhielt. Kapitän Lynch wurde wie ein Strohwisch herausgefegt und fiel, so lang er war, über ihn. Zwei Matrosen verließen eine Kokospalme, die sie erklettert hatten, und kamen ihnen zu Hilfe, mußten sich aber in unmöglichen Stellungen gegen den Wind lehnen und jeden Zoll Weges kriechend erkämpfen.

Die Glieder des alten Mannes waren steif, und er konnte nicht klettern. Die Matrosen wanden ihn daher mit Hilfe von kurzen Tauenden in Zwischenräumen von wenigen Fuß den Baum hinauf, bis sie ihn schließlich im Wipfel, fünfzig Fuß über dem Erdboden befestigen konnten. Raoul schlang sein Tauende um den Fuß eines danebenstehenden Stammes und beobachtete. Der Wind war entsetzlich. Er hätte sich nie träumen lassen, daß es so furchtbar wehen könnte. Eine See durchbrach das Atoll und ging ihm bis ans Knie, ehe sie sich in die Lagune ergoß. Die Sonne war verschwunden, und bleifarbenes Zwielicht senkte sich herab. Einige wagerecht treibende Regentropfen trafen ihn. Ihr Anprall glich dem geschleuderter Kugeln. Ein Spritzer von salzigem Gischt traf sein Gesicht. Es war wie ein Schlag von Menschenhand. Seine Wangen brannten, und unwillkürlich traten ihm Schmerzenstränen in die Augen. Mehrere hundert Eingeborene hatten die Bäume erklommen, und der Anblick der auf den Wipfeln scheinbar wachsenden Menschenfruchtbündel wirkte beinahe lächerlich. Dann umklammerte er als geborener Tahitianer den Baum mit den Händen, preßte die Fußsohlen gegen den Stamm und begann, ihn zu erklettern. Im Wipfel fand er zwei Frauen, zwei Kinder und einen Mann vor. Ein kleines Kind hielt eine Katze im Arm.

Von seinem Horst aus winkte er mit der Hand Kapitän Lynch zu, und der unerschrockene Patriarch winkte zurück. Raoul war entsetzt über das Aussehen des Himmels. Der war viel näher gekommen — schien sich gerade über seinem Kopfe zu befinden, und er war nicht mehr bleifarben, sondern schwarz. Viele Menschen waren noch unten, standen in Gruppen um die Baumstämme und hielten sich an ihnen fest. Mehrere Gruppen beteten, und inmitten der einen predigte ein Mormonenmissionar. Ein seltsamer Ton traf Raouls Ohr, rhythmisch, schwach wie das Zirpen einer Grille in der Ferne, nur einen Augenblick, aber dieser Augenblick erweckte in ihm den unbestimmten Gedanken an die Musik der himmlischen Heerscharen. Er blickte umher und sah am Fuße eines andern Baumes einen großen Menschenhaufen, der sich, aneinandergeklammert, an Tauen festhielt. Er konnte ihre Gesichter arbeiten und ihre Lippen sich gleichförmig bewegen sehen. Kein Ton drang zu ihm, aber er wußte, daß sie Psalmen sangen.

Immer noch nahm der Wind an Stärke zu. Raoul hatte keinen Maßstab für ihn, denn es war längst alles übertroffen, was er je an Wind erlebt hatte, aber irgendwie spürte er doch, daß er stärker wurde. In geringer Entfernung wurde ein Baum entwurzelt, seine Last an Menschen zu Boden geschleudert. Eine See spülte über den Sandstreifen, und sie waren verschwunden. Die Ereignisse jagten sich. Er sah die Silhouette einer braunen Schulter, eines schwarzen Kopfes sich gegen das aufgewühlte Weiß der Lagune abheben. Im nächsten Augenblick war auch das verschwunden. Andere Bäume stürzten, zersplitterten wie Streichhölzer. Er war bestürzt über die Gewalt des Windes. Sein eigener Baum schwankte gefährlich, die eine Frau jammerte und hielt das kleine Kind umschlungen, das sich seinerseits wieder an die Katze klammerte.